

# Das Ende des Kleinbauerntums

Betrachtungen zu einer Zeit, als die Veränderung noch im Gange war, mit Marmagen als Hintergrund.

Es heißt, daß innerhalb des EWG-Raumes Millionen von Bauern ihre bisherige Arbeit aufgeben müßten. Sie könnten unter den alten Bedingungen nicht genug verdienen und müßten ihren Boden jenen Landwirten überlassen, die eine größere Landwirtschaft betreiben wollten und auf diese Weise ein gutes Auskommen hätten. Natürlich brauchen die Kleinbauern nicht aus ihrem Paradies auszuziehen, sie werden nicht daraus vertrieben wie die Bewohner der deutschen Ostgebiete. Viele bleiben bei dem Zustand, der schon seit langem gebräuchlich ist: sie betrachten ihre Landwirtschaft als Nebenerwerb und verbessern ihr Einkommen durch den Erlös aus den Feldfrüchten, der Milch und dem Vieh. Die Äcker lassen sie vielfach von einem Bauern bestellen, der über die nötigen Maschinen verfügt. Diejenigen, die ihre Landwirtschaft aufgeben, können natürlich noch ihren Garten haben, der ihnen noch viel Arbeit abverlangt, und etwas Kleinvieh können sie nach ihrem Belieben immer noch halten. Aber sie werden, wenn sie noch nicht im Rentenalter sind, irgendwo einen Broterwerb aufnehmen und notgedrungen zwischen ihrem Wohnsitz und Arbeitsplatz hin- und herpendeln und weite Anfahrtswege auf sich nehmen. Die neue Arbeit wird eine Entfremdung darstellen und zur eindeutigen Abhängigkeit führen. Das ist ja in der modernen Industriegesellschaft die Regel.

Keine Landschaft ist von der Strukturveränderung mehr betroffen als die Eifel. Hundertfünfzig Jahre lang sind große Anstrengungen gemacht worden, das Los der Eifeler Bauern zu erleichtern, durch Flurbereinigungen größere Parzellen zu schaffen, die Düngung zu verbessern, die Qualität des Viehs zu erhöhen, den Absatz der Milch zu rationalisieren, die Schulung der jungen Bauern zu intensivieren, die Wirtschaftsgebäude zu modernisieren und noch vieles mehr. Am Ende dieser Entwicklung steht nun die Einsicht, daß dies alles nicht ausreicht, den Bauern eine sichere Existenz zu schaffen. Sie können in dieser Höhenlage, unter diesen klimatischen Bedingungen und mit dieser allzu kleinen Nutzfläche nicht jene Sicherheit gewinnen, die andere Berufsgruppen heute genießen. Staatliche Subventionen vermögen mittleren Betrieben wirksam zu helfen, den kleineren aber nur unbedeutend.

Schon jetzt haben zahllose Kleinbauern ihre Landwirtschaft aufgegeben und haben ihren festen Platz in der Industrie, im Baugewerbe oder in der Forstwirtschaft. Die Ställe stehen leer oder sind zum Wohnraum umgewandelt worden. Die für die Eifel so charakteristischen Dunghaufen vor dem Haus sind vielfach verschwunden. Die Wirtschaftsgebäude gehen nicht selten dem Verfall entgegen. Man sieht es vielen Häusern, Höfen und Gärten an, daß ihre Eigentümer nicht mehr mit der Landwirtschaft beschäftigt sind. Sie haben ihre geregelte Freizeit und wüßten nicht, wo sie mit ihren leeren Händen bleiben sollten, wenn sie sich nicht daranmachen, rund um das Haus etwas zu bauen, zu verbessern und zu verschönern, wobei sie Mäuerchen und Zäune setzen, mit Farbe arbeiten und auch mit Kunststoffen nicht sparen. Der Garten verliert unter ihren Händen den Charakter des Bauerngartens, in welchem nur die dringlichste Arbeit verrichtet wird und über die eine träumende Anmut und eine poesievolle Naturwüchsigkeit ausgebreitet ist. Verschwunden sind aus dem Hof die landwirtschaftlichen Geräte, der Ackerwagen, das Pferdegeschirr, die Ochsenjocher und das Bild der halbgeöffneten Stalltür, aus der die gedämpften Laute des kauenden Viehs dringen, das gelegentliche Rasseln der Ketten, auch das Geräusch, das vom Melken ausgeht, und natürlich die Zurufe des Bauern oder der Bäuerin, welche das Vieh versorgen. Solche Höfe sind öder und leerer geworden.

Kommt man mit den Familien ins Gespräch, so ist da nicht mehr die Rede vom Vieh, vom Heuwetter, vom Stand der Saaten, vom Fortgang der Erntearbeiten, vom Pflügen und Säen. Daß die Ernteaussichten mehr oder weniger günstig sind, wissen sie nur vom Hörensagen und sind daran nur insoweit interessiert, als man eben entfernt Anteil nimmt am Wohlergehen von Verwandten und Bekannten, die noch mit der Landwirtschaft zu tun haben. Gewichen ist auch der überaus lange Arbeitstag zur Zeit der Ernte, von dem sich kaum ein Mitglied der Familie ausschließen kann. Geändert hat sich der Tagesrhythmus, der nicht mehr von der Versorgung des Viehs und vom Melken bestimmt ist, und natürlich der gesamte Jahresrhythmus, der infolge der einseitigen Berufsarbeit gleichmäßig verläuft und nicht mehr an den Wechsel der Jahreszeiten und des Wetters gebunden ist. Die Menschen wurzeln nicht mehr mit ihrer ganzen Person in dem natürlichen Zusammenhang von Witterung, Feld, Wiese und Tier; sie sind vieler Sorgen enthoben, entbehren aber auch die Genugtuung der wohlgeratenen Ernte, des Gedeihens der Haustiere und das Gefühl der Unabhängigkeit von Wirtschaftsschwankungen und Krisen.

Schon sind die Fluren, die früher von den arbeitenden Landbewohnern belebt waren, leerer geworden. Die Traktoren und Maschinen

bedürfen nicht mehr vieler Menschenhände und leisten auch noch die Arbeit in kürzerer Zeit. Das geschäftige Treiben auch im Dorfe hat nachgelassen: weniger schwankende Erntewagen, weniger Fuhren, mit Dünger beladen, weniger Vieh, das auf dem Wege zur Weide ist oder von dort zurückkehrt. Laute, die vom Dengeln der Sense und vom dumpfen, an- und abschwellenden Dröhnen der Dreschmaschine ausgehen, sind gänzlich verstummt. Nur noch in der Erinnerung lebt der Mann, der einen Sack Getreide zum Müller fährt, sich wegen der leichten Last vielleicht nur eines Zugtieres bedient oder des Schubkarrens und im Winter des Schlittens. Verschwunden fast ist das Bild der Frauen, die in der Heuernte eilig über die Dorfstraße gehen, den Rechen über der Schulter, verschwunden das Kuh- oder Ochsenpaar, das leer vom Feld heimkehrt, weil der Pflug dort vorläufig zurückbleibt. Auch der schwere, bespannte Schlitten zur Winterzeit, der Klafferholz oder Rüben aus einer Miete geladen hat, gehört der Vergangenheit an. Er gab dem Winter auf dem Dorf sein eigenes Gepräge und wurde gelegentlich von mutwilligen Jugendlichen als Rodelschlitten benutzt, die Gefahr nicht achtend, die damit verbunden war.

Es gibt bei der Betrachtung des Kleinbauerntums Gesichtspunkte, die nicht mit materiellen Maßstäben zu messen sind, sondern im Bereich des Gemütes und des Seelischen liegen. Da ist die Fülle des Lebendigen und des Naturhaften, von dem der Bauer umgeben ist, die Weite seines Arbeitsfeldes, die innere Verbundenheit mit Äckern und Wiesen, deren Vorzüge und Charakter er genau kennt, die Erwartungen und Hoffnungen, die ruhige Gelassenheit, die ihn das Notwendige tun und das Unabwendbare, das nicht in seiner Macht liegt, auf sich nehmen und ertragen läßt, die Genügsamkeit, die ihn selten bitter und mißgünstig macht, weil er doch auch zu leben hat. Das alles muß

man sehen, wenn es jetzt so aussieht, als wenn der Kleinbauer keine Zukunft mehr habe. Es ist ein schmerzlicher Abschied von einer Lebensform, in der Menschen jahrhundertlang zwar keine Reichtümer, aber Zufriedenheit gefunden haben. Stellvertretend für alle anderen mag jener Junggeselle stehen, der, auf die Frage, was er denn vom Leben habe, antwortete, es freue ihn, wenn er im Stall die Ochsen fressen sehe, oder jenes Mädchen, das sich erinnerte, wie weit und schön die Landschaft vor ihm gelegen habe, wenn es auf dem Feld beschäftigt gewesen sei. Man kann die Welt des Kleinbauern schwerlich ganz verstehen, wenn man keine Gelegenheit hatte, sie aus der Nähe zu sehen und mitzuerleben.

